

Gilles ist Redakteur bei einer Pariser Tageszeitung, erfolgreich und gutaussehend, führt er ein ausschweifendes Junggesellenleben. Als er Nathalie trifft, ist er entwaffnet von ihrer Unbefangenheit und Offenheit. Sie lässt ihren reichen Ehemann und ihr angenehmes Leben hinter sich, um mit ihm in einem Strudel der Leidenschaft nach Paris zu gehen. Dort jedoch fühlt sich die kluge und ernsthafte Frau wie ein Fremdkörper. Zwischen oberflächlichen Freunden, und dem wankelmütigen Gilles zweifelt sie plötzlich an seinen Gefühlen ...

FRANÇOISE SAGAN, 1935-2004, hieß eigentlich Françoise Quoirez und stammte aus einer wohlhabenden Industriellenfamilie. Sie schrieb den Welterfolg *Bonjour Tristesse* mit 18 Jahren, kaufte sich vom Honorar einen Jaguar, spielte, trank, nahm »gelegentlich« Kokain und galt fortan als Protagonistin des französischen Existenzialismus. Nebenbei verfasste sie noch mehr als vierzig Romane und Theaterstücke, Filmdrehbücher und Memoirenbände.

Françoise Sagan

Ein bisschen Sonne
im kalten Wasser

Roman

*Aus dem Französischen in neuer Übersetzung
von Sophia Sonntag*

btb

Die französische Originalausgabe erschien 1968 unter dem
Titel »Un peu de soleil dans l'eau froide« bei
Éditions Flammarion, Paris.

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt
der Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967

1. Auflage

Genehmigte Taschenbuchausgabe Oktober 2016
by btb Verlag in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München
Copyright © der deutschen Ausgabe edition ebersbach, Berlin 2014
Copyright © der Originalausgabe 2010 Éditions Stock, Paris
Umschlaggestaltung: semper smile, München
Umschlagmotive: picture alliance/Mary Evans Picture Library
Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck
mr · Herstellung: sc
Printed in Germany
ISBN 978-3-442-74911-9

www.btb-verlag.de
www.facebook.com/btbverlag
Besuchen Sie auch unseren LiteraturBlog www.transatlantik.de

Inconnue, elle était ma forme préférée
Celle qui m'enlevait le souci d'être un homme
Et je la vois et je la perds et je subis
Ma douleur, comme un peu de soleil dans l'eau froide.

Als Unbekannte war sie die mir liebste Gestalt,
Sie, die mich der Sorge enthob, ein Mann zu sein,
Ich sehe sie und ich verliere sie und ertrage
Mein Leid: wie ein bisschen Sonne im kalten Wasser.

Paul ÉLUARD

Meiner Schwester gewidmet

Erster Teil

PARIS

DAS PASSIERTE IHM jetzt praktisch jeden Morgen. Nur wenn er sich abends heillos betrunken hatte und das Aufstehen, Duschen und Anziehen kaum als anstrengend empfand, weil er alles gleichsam unbewusst und mechanisch tat, fühlte er sich dank der Mattigkeit seiner selbst enthoben oder, besser gesagt, von sich selbst befreit. Aber zahlreicher und anstrengender waren die Tage, wenn er im Morgengrauen mit klopfendem Herzen aufschreckte, weil er – anders ließ es sich wohl nicht mehr bezeichnen – Angst vor den Anforderungen des Lebens hatte und wusste, dass ihn gleich die immer wiederkehrenden Gedanken an seine Beklemmungen, seine Misserfolge und Qualen heimsuchen würden, die jeder neue Tag mit sich brachte. Auch jetzt verspürte er wieder dieses Herzklopfen. Er versuchte, nochmals abzutauchen in den Schlaf, versuchte sich selbst zu entfliehen. Vergeblich. Er setzte sich auf, griff nach der Wasserflasche neben seinem Bett, ließ sich einen Schluck durch die Kehle rinnen, doch dieser kam ihm genauso abgeschmackt, fade und schal vor wie sein Leben in

den letzten drei Monaten. Was ist bloß mit mir los? Was nur?, fragte er sich, teils verzweifelt, teils empört. Hochmütig, wie er war, fühlte er sich allein durch den Gedanken schon gedemütigt wie durch eine Ohrfeige, dass es eine Depression sein könnte, wie er sie schon häufig bei anderen Leuten, die er durchaus schätzte, beobachtet hatte. Seit seiner Jugend hatte er sich nie mehr viel mit sich selbst befasst, das Leben, das er führte, hatte ihm genügt. Dass er sich nun plötzlich mit diesem kränklichen, blassen und gereizten Wesen auseinandersetzen sollte, erfüllte ihn mit abergläubischem Entsetzen. Das sollte *er* sein, dieser Mann von fünfunddreißig Jahren, der noch vor Tagesanbruch ohne erkennbaren Grund zitternd auf der Bettkante hockte? War das das Ergebnis von dreißig Jahren, in denen er alles unbekümmert auf die leichte Schulter genommen hatte, selbst gelegentlichen Liebeskummer? Er vergrub sich wieder ins Kopfkissen, presste es gegen seine Wange, als könnte es ihm den erlösenden Schlaf schenken. Aber seine Augen blieben offen. Bald war ihm kalt und er zog die Bettdecke hoch, bald war ihm heiß und er warf sie wieder von sich. Und es gelang ihm nicht, diesen Schüttelfrost abzustellen, der von innen kam, der ihn schon fast verzweifeln ließ, ihn zumindest völlig trostlos machte. Eigentlich hätte er sich Eloïse wieder zuwenden und mit ihr schlafen sollen. Aber er konnte

nicht. Seit drei Monaten hatte er sie schon nicht mehr angerührt, und seit drei Monaten hatten sie kein Wort darüber verloren. Die schöne Eloïse ... Merkwürdig, wie sie das ertrug. Als würde sie etwas Krankhaftes, etwas Fremdes an ihm wittern, als hätte sie Mitleid mit ihm. Und der Gedanke, sie könnte Mitleid mit ihm haben, war vernichtender, als wenn sie wütend gewesen wäre oder ihn gar betrogen hätte. Was hätte er nicht darum gegeben, sie begehren zu können, sich wild auf sie zu werfen, in die Wärme eines anderen Körpers einzutauchen, es heftig zu treiben, sich zu vergessen, das wäre doch etwas ganz anderes als einfach nur zu schlafen ... Aber er konnte nicht. Und ihre wenigen zaghaften Annäherungsversuche hatten bei ihm nur unvorstellbaren Ekel ausgelöst. Er, der geradezu liebestoll gewesen war und das auch immer in jeder Lebenslage hatte beweisen können, egal, ob die Umstände nun höchst lächerlich oder sonderbar gewesen waren, ausgerechnet er war nun impotent, lag, in den Kissen vergraben, neben einer Frau, die ihm gefiel, die schön war und die er sogar gern hatte.

Wobei, ganz so schlimm war es nun auch wieder nicht. Ein Mal, vor drei Wochen, nach dem denkwürdigen Abend bei Jean, hatten sie doch miteinander geschlafen. Aber er hatte keine Erinnerung mehr daran, weil er – nicht ohne Grund – viel zu

viel getrunken hatte und sich nur noch an ein obskures und wirres Gerangel in seinem großen Bett erinnerte, aber auch an seine Erleichterung beim Aufwachen, nun doch wieder einmal gepunktet zu haben. Als sei dieser flüchtige Augenblick geschenkter und empfangener Lust ein Ausgleich für die vielen Nächte voller Unbehagen, fadenscheiniger Entschuldigungen und geheuchelter Ungezwungenheit gewesen. Nicht gerade eine Glanzleistung. Das Leben, das ihm bis dahin doch alles geschenkt hatte – zumindest glaubte er das und sah darin einen Grund für seinen Erfolg –, dieses Leben zog sich nun zurück wie das Meer, wenn es plötzlich zurückweicht und einen Felsen sich selbst überlässt, als hätte es ihn schon zu lange liebkost. Die Vorstellung, dass er selbst solch ein alter Felsen sei, ließ ihn kurz und bitter auflachen. Aber es stimmte ja, das Leben schien ihm tatsächlich durch eine verborgene Wunde zu entweichen. Die Zeit verstrich nicht mehr, sie zerrann. Auch wenn er sich immer wieder sagte, dass sein jetziges Leben ihm noch allerlei zu bieten hatte – er sah gut aus, hatte einen abwechslungsreichen Beruf, war in jeder Hinsicht erfolgreich –, erschien ihm das alles neuerdings eintönig und belanglos wie gebetsmühlenartiges Gefasel. Blutleere, leblose Worte. An jenem Abend bei Jean hatte das Ganze dann auch noch einen körperlich abstoßenden Aspekt

angenommen. Er hatte die Runde kurz verlassen, war sich in der Garderobe mit dem Kamm durchs Haar gefahren, aber als er sich die Hände waschen wollte, war ihm die Seife entglitten und zu Boden gefallen, direkt unters Waschbecken, sodass er sich bücken musste, um sie aufzuheben. Sie lag unter einem Rohr, und es sah aus, als würde sie sich verstecken. Die Seife war rosa und wirkte – so fand er plötzlich – irgendwie obszön. Er streckte die Hand aus, um sie aufzuheben, was ihm aber nicht gelang. Ein plötzliches Grauen, als lauere da im Schatten ein hinterlistiges und nachtaktives Tier auf die Berührung durch seine Hand, hatte ihn auf der Stelle erstarren lassen. Schweißgebadet hatte er sich wieder aufgerichtet und sich mit einer seltsam distanzierten Neugier im Spiegel angestarrt, eine Neugier, die aus den Tiefen seines Verstandes an die Oberfläche gespült worden war und das Entsetzen schnell verdrängt hatte. Wie für einen Tauchgang hatte er tief Luft geholt, sich erneut gebückt und die Seife gepackt, sie aber sofort wieder ins Waschbecken geworfen, so wie man auf dem Land eine schlafende Schlange von sich schleudert, die man irrtümlich für einen Stock gehalten hat. Danach musste er gut eine Minute lang kaltes Wasser über sein Gesicht laufen lassen, wobei er zu dem Schluss gekommen war, dass an seinem Zustand nicht die Leber, nicht die Erschöpfung und

auch nicht die gegenwärtigen Lebensumstände schuld waren, sondern etwas anderes. Und er hatte sich eingestehen müssen, dass es »so etwas« tatsächlich gab und er daran erkrankt war.

Aber, was tun? Wer könnte einsamer sein als ein Mann, der, natürlich ganz instinktiv und mit wohlwollenden Zynismus, bislang stets die angenehmen Seiten des Lebens zu genießen wusste, und dem nun mit einem Mal, im Jahre des Herrn 1967, mitten in Paris, alles entgleitet? Allein schon der Gedanke an einen Psychiater kam einer Demütigung gleich, ja, er wies ihn entschieden von sich, hatte er doch seine geistige Überlegenheit bisher für seine beste Eigenschaft gehalten. Deswegen war er zum Schweigen verdammt. Und zum Weitermachen. Oder vielmehr dazu, es zumindest zu versuchen. Außerdem hatte er dem Leben, den Fügungen des Schicksals immer blind vertraut, und daher glaubte er, dass »das alles« nur ein vorübergehender Zustand sei. Die Zeit, die einzige Macht, die er für sich gelten ließ, hatte ihm schon so manche Liebschaft, so manches Glück, so manchen Kummer, zuweilen auch all seine Pläne zerstört, also gab es keinen Grund, dass sie nicht auch »diese Sache« beseitigen würde. Nur war »diese Sache« farblos, namenlos, er wusste nicht einmal, was es war. Und vielleicht hat die Zeit nur Macht über das, was man kennt.

ER WAR außenpolitischer Redakteur bei einer großen Pariser Tageszeitung, und hatte nun schon den halben Tag im Büro zugebracht. Überall in der Welt gab es nur absurdes Blutvergießen, das bei seinen Kollegen ein wohliges Schaudern hervorrief. Ihn machte das rasend. Früher, noch vor drei Monaten, hätte selbstverständlich auch er seine Stimme erhoben, im Chor mit ihnen seiner Empörung Luft gemacht, doch jetzt konnte er das nicht mehr, ja, er empfand es sogar gewissermaßen als beleidigend, dass man in Nahost, den USA oder andernorts auf diese Weise versuchte, ihn von seinem wahren Drama abzulenken – von sich selbst. Wer von seinen Kollegen hätte wohl, während die Erde im Chaos erbebte, Lust oder Zeit gehabt, sich ihm und seinen unbedeutenden Problemen zu widmen? Dabei hatte er ihnen oft stundenlang zugehört, wenn sie sich über dies oder jenes beklagten, ihm ihre Misserfolge gestanden und er ihnen aus der Patsche zu helfen versuchte. Aber nein, sie schwirrten mit vor Erregung funkelnden Augen um ihn herum, und er stand allein da, auf einmal

ratlos wie ein Hund, der sich verlaufen hat, ebenso selbstsüchtig wie manch alter Mann und ebenso unnütz. Doch dann gab er sich einen Ruck: Er musste mit Jean reden, der ein Stockwerk über ihm saß. Jean war der Einzige, der die Dinge relativ gelassen sah und dennoch einfühlsam genug war, um das nahende Unheil zu spüren, das sich derzeit über seinem Freund so bedrohlich zusammenbraute.

Mit seinen fünfunddreißig Jahren sah Gilles noch sehr gut aus. Das »noch« bedeutete, dass er mit zwanzig außergewöhnlich attraktiv gewesen war, eine Attraktivität, die ihm nie vollständig bewusst geworden war, deren er sich aber völlig unbekümmert bedient hatte und so jahrelang von Frauen wie Männern heftig begehrt worden war – bei letzteren allerdings folgenlos. Jetzt, fünfzehn Jahre später, wirkte er drahtiger, männlicher, aber sein Auftreten und seine Gestik ließen die strahlende Siegerpose des jungen Mannes, der er einmal gewesen war, immer noch erahnen. Und so verspürte Jean, der damals, ohne es je zugegeben oder sich selbst eingestanden zu haben, buchstäblich vernarrt in ihn gewesen war, jetzt, da er ihn zur Tür hereinkommen sah, einen Stich ins Herz. Richtig abgezehrt sah er aus, mit seinem schwarzen Haar, das ein bisschen zu lang war, dem ruhelosen Ausdruck in den blauen Augen ... Diese Nervosität wurde tatsächlich immer schlimmer, es war an

der Zeit, dass er, Jean, etwas dagegen unternahm. Aber er konnte sich nur schwer entschließen, denn über Jahre hinweg war Gilles in seinen Augen das Sinnbild für Glück und Unbeschwertheit gewesen, sodass es ihm widerstrebte, mit ihm darüber zu reden, wie es einem ja auch widerstrebt, ein Bild zu zerstören. Was wäre denn, wenn das Bild zerfiel ... wenn er, Jean, seit eh und je dick, kahlköpfig und vom Leben gebeutelt, erkennen müsste, dass kein Mensch per se glücklich ist? Er hatte zwar schon so manche Illusion verloren, aber gerade weil dieser Gedanke unsäglich naiv war, fiel es ihm besonders schwer, davon Abschied zu nehmen. Er schob Gilles einen Stuhl hin, und als der vorsichtig Platz genommen hatte, denn das Zimmer war buchstäblich übersät mit Aktenbündeln, die sich überall auf den Schreibtischen, auf Fußboden und Kamin stapelten, bot er ihm erst einmal eine Zigarette an. Der weite Blick aus dem Fenster über graue und blaue Dächer, ein Universum von Regentrinnen und Fernsehantennen, hatte Gilles jahrelang begeistert. Doch diesmal sah er nicht einmal hin.

»Und?«, fragte Jean. »Eine schöne Bescherung, was?«

»Du meinst den Mord? Kann man wohl sagen, wirklich grandios.«

Dann schwieg er wieder, starrte vor sich hin. Eine Minute verging, Jean raffte sich nochmals auf,

räumte ein paar Aktenordner in die Fächer, piff vor sich hin, als sei eine Minute Schweigen nichts Ungewöhnliches zwischen ihnen, doch dann gab er sich einen Ruck, ergriffen von einer tiefen Güte und Zuneigung, die plötzlich in ihm aufwallte: Wie teilnahmsvoll, wie liebevoll, wie warmherzig war Gilles doch gewesen, als er, Jean, von seiner Frau verlassen worden war! Dagegen benahm er selbst sich jetzt wie ein widerlicher Egoist, das wurde ihm plötzlich klar. Seit zwei Monaten spürte er doch schon, dass Gilles unglücklich war, seit zwei Monaten wich er einem Gespräch darüber aus. Das war eindeutig viel zu lange, zumal es um einen Freund ging. Und dennoch – da Gilles es ihm überließ, den Anfang zu machen, oder, besser gesagt, es ihm aufzwang, konnte er sich eine kleine Inszenierung beim besten Willen nicht verkneifen. Jenseits der dreißig erliegt jeder der Versuchung, ob auf der Weltbühne oder im privaten Bereich, auch das kleinste Ereignis ein wenig in Szene zu setzen, um sich ungeteilte Aufmerksamkeit oder Mitgefühl zu sichern. Daher drückte auch Jean jetzt erst einmal seine nur zur Hälfte gerauchte Zigarette aus, setzte sich und faltete die Hände, fixierte Gilles eine Sekunde lang, hüstelte und sagte möglichst neutral:

»Also?«

»Was, also?«, fragte Gilles zurück.

Eigentlich wäre er lieber wieder gegangen, wusste aber gleichzeitig, dass er es nicht tun würde, da er ja alles darangesetzt hatte, Jean dazu zu bringen, ihn anzusprechen. Und, was noch schlimmer war, er fühlte sich schon jetzt ein wenig erleichtert.

»Also, dir geht's nicht gut, hab ich recht?«

»Stimmt.«

»Seit ein bis zwei Monaten, oder?«

»Drei.«

Diese Zeitspanne hatte Jean eher willkürlich gewählt. So konnte er Gilles immerhin beweisen, dass dieser ihm nicht gleichgültig war und dass er ihn nur aus Rücksichtnahme nicht früher darauf angesprochen hatte.

Ha, jetzt spielt er den Oberlehrer, den Hellseher, dabei vertut er sich um einen Monat, schoss es Gilles durch den Kopf.

»Seit drei Monaten schon«, fuhr er fort, »ist mir alles verleidet.«

»Gibt's Gründe dafür?«, fragte Jean, der sich mit knapper Geste eine neue Zigarette anzündete, wofür Gilles ihn einen Moment lang hasste. Wenn er bloß diesen Verhörton ablegen und dieses unbeteiligte Expertengehabe, dieses Affentheater beenden würde!

Doch gleichzeitig empfand er das tiefe Bedürfnis, sich mitzuteilen, sich dieser Regung, die ihn wärmend, leicht und unwiderstehlich durchströmte,

ganz zu überlassen und sich endlich jemandem anzuvertrauen.

»Nicht die geringsten.«

»Dann ist's wirklich ernst.«

»Wie man's nimmt.«

Das klang aggressiv und brachte Jean aus dem Konzept. Da ihm die Psychiater-Rolle offenbar nicht gelang, stand er auf, ging um den Tisch herum, legte Gilles die Hand auf die Schulter und murmelte: »Kopf hoch, alter Junge«, was Gilles, weil er nichts mehr hasste als das, die Tränen in die Augen trieb. Er war wirklich am Ende. Er streckte die Hand aus, schnappte sich einen Kugelschreiber vom Schreibtisch und fing an, die Mine äußerst konzentriert heraus und wieder herein zu drücken.

»Was läuft schief, mein Lieber?«, fragte Jean. »Bist du sicher, dass du nicht krank bist?«

»Unsinn. Ich bin nicht krank. Ich habe einfach zu nichts mehr Lust, das ist alles. Das geht doch vielen so, oder?«

Er lachte höhnisch auf, versuchte es zumindest. Dass alle Ärzte sämtlicher Fachrichtungen sich über diese Modekrankheit mehr oder weniger einig waren, war für ihn auch kein Trost, eher eine Beleidigung... Das Gefühl, ein Sonderfall zu sein, war ihm, wenn es schon nichts Besseres gab, somit auch genommen.

»Ich habe«, presste er hervor, »einfach keinen Spaß mehr an der Arbeit, keine Lust mehr, mit einer Frau zu schlafen, kein Interesse mehr am Herumreisen. Am liebsten würde ich den ganzen Tag allein im Bett liegen, die Decke überm Kopf. Ich ...«

»Hast du's schon ausprobiert?«

»Na klar, aber nicht lange ausgehalten. Um neun Uhr abends war ich soweit, dass ich mich umbringen wollte. Das Bett kam mir dreckig vor, mein eigener Geruch hat mich angewidert, und sogar meine eigenen Zigaretten stanken abscheulich. Findest du das normal?«

Jean knurrte unwillig, diese Details, die auf seelische Verwahrlosung hindeuteten, schockierten ihn mehr als jede Obszönität. Er unternahm eine letzte Anstrengung, doch noch eine logische Erklärung zu finden.

»Und Eloïse?«

»Eloïse? Sie erträgt mich. Eine Gesprächspartnerin war sie ja nie für mich. Sie mag mich, nichts weiter. Zu allem Überfluss bin ich jetzt auch noch impotent. Nicht nur bei ihr, nein, ganz allgemein. Na ja, fast immer, jedenfalls, wenn's dann mal klappt, langweilt es mich. Also ...«

»Das ist nichts Ernstes«, sagte Jean. »Das gibt sich wieder.«

Er versuchte zu lachen. Wenn's weiter nichts war als verletzter männlicher Stolz ...



Françoise Sagan

Ein bisschen Sonne im kalten Wasser
Roman

Taschenbuch, Broschur, 272 Seiten, 11,8 x 18,7 cm
ISBN: 978-3-442-74911-9

btb

Erscheinungstermin: September 2016

Gilles, Redakteur bei einer Pariser Tageszeitung, erfolgreich und gutaussehend, führt ein ausschweifendes Junggesellenleben. Trotzdem leidet er unter Depressionen und sucht Erholung in der Provinz. Dort trifft er Nathalie, die Gilles mit ihrer Unbefangenheit und Offenheit entwarfnet. Ohne Zögern lässt sie ihren reichen Ehemann und ihr angenehmes Leben hinter sich und folgt Gilles in einem Strudel der Leidenschaft nach Paris. Dort jedoch fühlt sich die kluge und ernsthafte Frau wie ein Fremdkörper zwischen Gilles' oberflächlichen Freunden, und der wankelmütige Gilles zweifelt plötzlich an seinen Gefühlen...



[Der Titel im Katalog](#)